Matthias Konradt

Predigt von Offb 1,9–18, Peterskirche Heidelberg, 02.02.2020

Liebe Gemeinde, der heutige Predigttext stammt aus einer Schrift, die wohl wie keine andere des Neuen Testaments bei der Lektüre einen ambivalenten Eindruck hinterlässt – jedenfalls geht mir das so. Auf der einen Seite bietet die Offenbarung des Johannes eine ausdrucksstarke Bildersprache, die in Kunst und Literatur tiefe Spuren hinterlassen hat: das geschlachtete Lamm mit seinen sieben Augen und sieben Hörnern, Zeichen der Ohnmacht und der Macht miteinander verbindend; die vier apokalyptischen Reiter; der Drache aus dem Meer; die Hure Babylon; dazu ein faszinierendes Spiel mit alttestamentlichen Texten und Motiven und schließlich ein tröstendes Finale: die neue Welt; die wunderbare Vision des neuen Jerusalems; keine Tränen mehr.

Auf der anderen Seite die häufig gewalthaltigen Bilder. Sicher, hier greift kein einziger Glaubender selbst zum Schwert. Das Vorgehen gegen die gottfeindlichen Kräfte, die die Gerechten unterdrücken und die Glaubenden verfolgen, ist allein Sache der himmlischen Mächte und geschieht am Ende der Zeiten. Aber diese Vorstellung eines katastrophischen Untergangs der alten Welt, aus dem die neue Welt für die Gerechten hervorgeht, bleibt doch befremdlich.

Fremd und damit zugleich herausfordernd ist auch der Text aus der Offenbarung des Johannes, der für den heutigen Sonntag als Predigttext vorgesehen ist. Ich lese aus dem 1. Kapitel der Johannesoffenbarung die Verse 9 bis 18:

9 Ich, Johannes, euer Bruder und Mitgenosse an der Bedrängnis und am Reich und an der Geduld in Jesus, war auf der Insel, die Patmos heißt, um des Wortes Gottes und des Zeugnisses Jesu willen. 10 Ich wurde vom Geist ergriffen am Tag des Herrn und hörte hinter mir eine große Stimme wie von einer Posaune, 11 die sprach: Was du siehst, das schreibe in ein Buch und sende es an die sieben Gemeinden: nach Ephesus und nach Smyrna und nach Pergamon und nach Thyatira und nach Sardes und nach Philadelphia und nach Laodizea. 12 Und ich wandte mich um, zu sehen nach der Stimme, die mit mir redete. Und als ich mich umwandte, sah ich sieben goldene Leuchter 13 und mitten unter den Leuchtern einen, der war einem Menschensohn gleich, der war angetan mit einem langen Gewand und gegürtet um die Brust mit einem goldenen Gürtel. 14 Sein Haupt aber und sein Haar war weiß wie weiße Wolle, wie Schnee, und seine Augen wie eine Feuerflamme 15 und seine Füße gleich Golderz, wie im Ofen durch Feuer gehärtet, und seine Stimme wie großes Wasserrauschen; 16 und er hatte sieben Sterne in seiner rechten Hand, und aus seinem Munde ging ein scharfes, zweischneidiges Schwert, und sein Angesicht leuchtete, wie die Sonne scheint in ihrer Macht. 17 Und als ich ihn sah, fiel ich zu seinen Füßen wie tot; und er legte seine rechte Hand auf mich und sprach: Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte 18 und der Lebendige. Ich war tot, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit und habe die Schlüssel des Todes und der Hölle.

Liebe Gemeinde, „wir wandeln im Glauben, nicht im Schauen“ (2Kor 5,7) – dieses Wort des Apostels Paulus kam mir mit als erstes in den Sinn, als ich mich mit diesem Predigttext konfrontiert sah. Sicher: Wie schön wäre doch diese Sicherheit stiftende Unmittelbarkeit der Schau des erhöhten Christus, wie wunderbar die direkt vernehmbare Stimme!

Aber: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben“, bedeutet der Auferstandene dem zweifelnden Thomas im Johannesevangelium (20,29) und bereitet die Jünger damit auf die Zeit nach seinen Erscheinungen als Auferstandener vor. Wir wandeln im Glauben, nicht im Schauen. Auf das Wort des Evangeliums hin glauben wir, vertrauen uns ihm an, wagen den Glauben. Der Prophet Johannes dagegen berichtet von einer Vision, in der er den erhöhten Christus in seiner wundersamen himmlischen Gestalt geschaut hat und von ihm zur Niederschrift seines Buches beauftragt wurde. Ist dieses Zeugnis glaubhaft?

Ich möchte hier gar nicht das bekannte Diktum Helmut Schmidts bemühen, mit dem er für Nüchternheit und Realismus in der Politik plädierte: Wer Visionen hat, soll zum Arzt gehen. Gleichwohl geht es mir so, dass die religiöse Phantasie, die sich in unserem Predigttext Ausdruck verschafft, sich empfindlich reibt mit dem Bemühen, auch und gerade in Glaubensfragen einen gewissen nüchternen Realismus nicht zu unterschreiten. Oder anders: Deutlicher noch als bei anderen biblischen Texten wird hier deutlich, dass der Text aus einer längst vergangenen Zeit und einer mir fremden Welt stammt.

Bei dieser ersten Wahrnehmung will ich aber nicht stehen bleiben, denn in der mir zunächst fremden drastisch plastischen Bildsprache verschafft sich ein Ringen um Antworten auf zentrale Fragen des Glaubens Ausdruck, denen nachzugehen und nachzudenken einen tieferen Blick in den Text lohnt.

Der Prophet stellt sich zunächst vor, und zwar wohltuend zurückhaltend. Er ordnet sich als Bruder in die Gemeinschaft der Glaubenden ein. Nicht auf ihn kommt es an, sondern auf das, was er mitzuteilen hat. Was dann in seiner Selbstvorstellung folgt, bringt das Grundthema der Johannesoffenbarung pointiert zur Sprache: Er ist – mit den übrigen Christusgläubigen – Teilhaber an der Bedrängnis *und* an der Königsherrschaft, am Reich Gottes. Damit ist die Grundspannung aufgebaut, um die es geht. Und diese Grundspannung geht, wenngleich in einer anderen Konstellation und Situation, auch uns an. Wie können wir singen „Lobet den Herren, der alles so herrlich regieret“? Wie steht es mit dem Weltregiment Gottes – angesichts des Zustands der Welt, wie sie ist? Angesichts von Rekordrüstungsexporten, angesichts von Kriegen, von unermesslichen Leid, das Menschen anderen Menschen zufügen, und angesichts von zig Millionen auf dem Globus, die hungern, und angesichts all der anderen Schreckensmeldungen, die unsere Nachrichten tagtäglich fluten.

Dabei sehen *wir* Not, Leid und Elend meist nur aus der Ferne. Im Haus der Welt gehören wir, jedenfalls zumeist, wohl eher zu denen, die am gedeckten Tisch sitzen. Das ist beim Propheten Johannes und seinen Glaubensgeschwistern anders. Bedrängnis ist die zentrale Signatur ihrer Lebenssituation. Sie werden verspottet, schikaniert und drangsaliert. Sie haben das Problem, dass ihre Distanzierung vom öffentlichen Leben, sofern dieses mit der Verehrung anderer Götter tief durchtränkt ist, Argwohn hervorruft. Und ein offenbar gewichtiger Aspekt ist dabei, dass sie sich dem Kaiserkult verweigern, der sakralen Überhöhung des Herrschers und seiner Macht, der Verehrung des Kaisers als eines Gottgleichen. Das setzte sie auch noch dem Verdacht aus, keine loyalen Bürger des Reiches zu sein. Kurzum: Die Christusgläubigen sahen sich nicht nur an den Rand gedrängt, sondern mussten auch um Leib und Leben fürchten. Sie wurden bedrängt, ins Gefängnis geworfen (2,10), ja in Pergamon, so verlautet es im 2. Kapitel der Johannesoffenbarung, hat ein Christ namens Antipas als Märtyrer auch sein Leben schon verloren (2,13).

Als geradezu trotzig mag es angesichts dieser Situation erscheinen, dass Johannes zugleich sagt: Mitteilhaber am Reich Gottes. Seine Offenbarung handelt davon, dass dies nicht einfach ein vollmundiges Versprechen auf die Zukunft hin ist, sondern schon in der gegenwärtigen Realität begründet ist, freilich in einer Realität, wie sie sich nur dem Glauben erschließt. Der Offenbarung des Johannes geht es mit der ihr eigenen apokalyptischen Wucht um die Stärkung der zentralen Hoffnung christlichen Glaubens: Die dunklen Seiten des Weltgeschehens haben nicht das letzte Wort. So übermächtig sie auch zu sein scheinen und sich unserer Wahrnehmung aufdrängen, haben sie nicht das letzte Wort.

Der Grund dafür ist Christus. Denn Christus hat den entscheidenden Sieg schon errungen. Schon in den Versen vor unserem Predigttext hat Johannes auf Christus verwiesen. Er spricht von ihm als dem Erstgeborenen von den Toten und Herrn über die Könige auf Erden, der uns liebt und erlöst hat von unseren Sünden und uns zu Königen gemacht hat vor Gott, der selbst mit den Wolken kommen wird, so dass alle Augen ihn sehen werden, auch alle, die ihn durchbohrt haben. Die, die ihn durchbohrt haben, hatten nicht das letzte Wort über ihn. Gott hat ihn auferweckt. Der Tod ist überwunden.

An einem Sonntag nun, dem Tag der Auferstehung, gerät Johannes in Ekstase, und ihm wird eine Vision zuteil, in der er den Auferstandenen schaut. Es beginnt mit einer Audition. Er hört eine Stimme, wie eine Posaune, oder: wie ein Schofarhorn, wie es nach alttestamentlicher Tradition einst am Sinai als Zeichen der Gottesgegenwart erklang (Ex 19,16). Johannes soll aufschreiben, was er sieht, und es an sieben Gemeinden schicken, die im Fortgang genannt werden.

Johannes dreht sich um, um den Redenden zu sehen, sieht aber zunächst sieben Leuchter, von denen er später erfährt, dass sie die sieben Gemeinden repräsentieren. Christus steht inmitten der sieben Leuchter, was seine Gegenwart unter ihnen symbolisiert.

Der geschaute Christus wird in den folgenden Versen beschrieben, aber in der distanzierenden Form des Vergleichs, die das Geheimnis wahrt: „einen *gleich* einem Menschensohn“ sieht Johannes.

Was nun folgt, ist symbolisch hoch aufgeladen. Manches erinnert an eine mit einem Gewand bekleidete Götterstatue, wie sie in der antiken Welt verbreitet war, deren sichtbare Teil der Kopf, die Hände und die Füße blieben. All dies wird von Johannes beschrieben, und zwar in einer Weise, die zahlreiche schriftgelehrte Anleihen in der religiösen Tradition Israels macht, durch die die Gestalt des Menschensohngleichen weit über den Glanz der Götterstatuen erhoben wird. Das lange Gewand und der Brustgürtel weisen den Menschensohngleichen als Herrscher und Priester zugleich aus; er repräsentiert die Gnade schenkende Gegenwart Gottes.

Mehr noch: Sein Haupt und sein Haar sind weiß wie weiße Wolle und Schnee, wie bei dem Hochbetagten in Daniels Vision des himmlischen Thrones in Dan 7 (V.9). Göttliche Attribute werden auf Christus übertragen. Auch die feuerflammenden Augen des Menschensohngleichen erinnern an Dan 7.

Die Materialität seiner Füße – Golderz, wie die Lutherübersetzung schreibt – enthebt ihn weiter der irdischen Sphäre, denn unser Text verwendet ein hier erstmals begegnendes Kunstwort, um einen wertvollen glänzenden Stoff zu bezeichnen, den es so auf Erden nicht gibt und auf keier irdischen Werkbank hergestellt wird. Das Wasserrauschen, das seine Stimme charakterisiert, ist der Beschreibung der Umgebung des Thrones Gottes im Ezechielbuch entnommen (Ez 1,24).

Und gleich sieben Sterne hält er in der Hand, die später auf die Engel der sieben Gemeinden gedeutet werden, aber zugleich die universale Herrschaftsstellung Christi symbolisieren.

Ferner das zweischneidige Schwert, das aus seinem Mund kommt, das an den in Jes 11 verheißenen messianischen Friedensherrscher erinnert, der mit dem Stab seines Mundes das Land schlägt, wie auch an den Gottesknecht in Jes 49, dessen Mund Gott wie ein scharfes Schwert gemacht hat.

Und schließlich kehrt die Beschreibung noch einmal zum Haupt zurück: Sein Angesicht leuchtet wie die Sonne scheint in ihrer Macht. Das ist doppelsinnig. Denn es beschreibt nicht bloß die alles überstrahlende Lichtgestalt Christi, sondern die Sonne, griechisch: der Helios, lässt zugleich an die in der paganen Umwelt verehrte Sonnengottheit denken, die in Rom mit dem Gott Apoll assoziiert wurde und über diese Verbindung seit Augustus auch in der Kaiserverehrung eine Rolle spielte. Augustus ließ sich auf Münzen mit dem Strahlenkranz des Helios-Apoll auf dem Haupte abbilden, um nur ein Beispiel zu nennen. Unser Text ist also auch als Kritik an der Kaiserverehrung zu lesen: Nicht dem Kaiser in Rom ist Verehrung zu erweisen; Verehrung gebührt allein dem Auferstandenen.

Johannes bleibt also nicht in der von Bedrängnis gezeichneten Gegenwart stehen. Er blickt über die politische Situation hinaus auf die Wirklichkeit Gottes. Er blickt über diese Welt, über dieses Leben und den Tod hinaus auf das, was noch dahinterliegt und was ihn in der bedrängenden Weltsituation standhalten lässt. Das ist das dritte Glied in seiner Selbstvorstellung zu Beginn unseres Predigttextes: Er ist Mitgenosse an der Bedrängnis und am Reich Gottes *und an der Geduld in Jesus*, am Ausharren, an der Standhaftigkeit, wie man auch übersetzen könnte.

Ist es dies, liebe Gemeinde, worin uns dieser auf den ersten Blick etwas fremde Text aus der Johannesoffenbarung zur Hilfe im Glauben werden kann? Über diese Welt, dieses Leben hinauszublicken? Um nicht missverstanden zu werden: Es geht nicht um Weltflucht. Wir sind zum Glück auch in einer anderen Situation als der Prophet Johannes und die von ihm adressierten Gemeinden. Auch wenn sich die gesellschaftliche Rolle und der Einfluss der Kirchen in unserem Land in den letzten Jahrzehnten verändert haben, und auch wenn man als Christenmensch für seinen Glauben bei den Zeitgenossen schon einmal ein müdes Lächeln erntet, ist es doch so, dass wir in ganz anderer Weise als die Gemeinden im Umfeld des Propheten Johannes die Möglichkeit haben, uns als Christinnen und Christen in die Gestaltung der Gesellschaft einzubringen. Und das sollten wir durch unseren Glauben motiviert und angeleitet auch tun, um uns für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung einzusetzen. Aber, liebe Gemeinde, die christliche Botschaft geht darin auch nicht auf. Sie blickt auf Christus, den Johannes am Ende unseres Predigttextes sagen hört: „Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte 18 und der Lebendige. Ich war tot, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit und habe die Schlüssel des Todes und der Hölle.“ Unser Text blickt auf Christus, der den Tod überwunden hat, der der Erstling der Auferstandenen ist und durch den verbürgt ist, dass auch für uns mit dem Tod nicht alles aus ist.

Das entwertet nicht dieses Leben. Aber es hilft, geduldig zu sein, in der Trübsal, die auch unser Leben ergreifen kann, schon ergriffen hat und in der wir uns vielleicht gerade befinden. Eine Trübsal ganz anderer Art als die, mit der sich der Prophet Johannes konfrontiert sieht. Aber die eben auch eine Bedrängnis ist, in der ich dankbar bin, dass dieses Leben eben noch nicht alles ist. Und wenn es mir geschenkt ist, nicht in Trübsal zu sein, dann macht mich der Blick auf Christus, der den Tod überwunden hat, gelassen. Nicht lässig, sondern gelassen. Alles, was ich tue, gehört zum Vorletzten, unterliegt meiner menschlichen Schwäche, ist Teil einer vergänglichen Welt. Mein Scheitern lässt mich als Mensch nicht gescheitert sein. Es macht auch gelassen gegenüber allen, die für sich Autorität beanspruchen, und gegenüber all den Königen und Kaisern des Alltags, die meinen, ihnen gebühre das letzte Wort. Man braucht nicht auf Teufel komm raus ihre Gunst. Über ihnen steht ein anderer. Er, Christus, hat das letzte Wort über unser Leben. Und weil es Christus ist, der das letzte Wort hat, muss uns nicht bange sein. Denn in ihm ist verbürgt, dass Gott, wie es am Schluss der Johannesoffenbarung heißt, am Ende alle Tränen abwischen wird; und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen. Amen.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.